

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 419.]

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 1,60. Monatlich 55 Pfg. Postzeitungsliste Nr. 4069 A, 8. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die vierspaltige Zeile oder deren Raum 15 Pfg., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 20 Pfg. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 194.

Sonntag, den 21. August 1897.

4. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Die Bekenntnisse einer adligen Seele.

Der „Volkszeitung“ entnehmen wir folgende treffenden Ausführungen:

Wiederholt haben wir unsern Adel da belauscht, wo er „unter sich“ zu sein glaubt. Man erfährt auf diese Weise am besten, wie es in den adligen Köpfen aussieht, und wessen unser Volk sich versehen darf, wenn unsere Verhältnisse noch mehr als bisher nach adligen Rezepten gestaltet werden.

Hat da ein Adliger für das „Deutsche Adelsblatt“ eine Statistik aufgemacht über den Adel in Berlin. Eine dankenswerthe Arbeit! Wir haben erst kürzlich eine gründliche Auszählung des Adels nach seiner Betheiligung an den best-dotirten, einflussreichsten Stellen, seiner Vorbildung zc. als eine dringliche Aufgabe des königlichen statistischen Bureaus bezeichnet, damit das Volk in der Lage ist, die Ansprüche, die der Adel für sich an den Staat und dessen Kassen stellt, auf ihren inneren Werth zu prüfen. Nur auf diese Weise kann die „Blüte“ des Adels, unser theures preussisches, bez. ostelbisches Junkertum, richtig taxirt werden. Aber die Adreßbuch-Statistik, die der adlige Gewährsmann des Adelsblattes aufmacht, wird von ihm nicht bloß objektiv wiedergegeben, er schüttet mit ihr zugleich die tiefsten Empfindungen seines adligen Herzens aus. Und bei dieser seelenvollen „Arbeit“ wollen wir uns den Mann des Adelsblattes einmal näher ansehen.

Der adlige Zähler erhält als Schätzungsergebnis, nachdem er selbst manche „unechten“ Adligen, trotzdem sie „von“ oder „von der“ heißen, ausgeschlossen hat, daß in Berlin und seinen Vororten etwa 8000 Adlige existiren. Es erfüllt sein Herz mit einer gewissen Veruhigung, daß davon rund 4600 „dem Offizierstande“ zuzurechnen sind. Weitere 529 „Vertreter des Adels“ sind im höheren Zivildienst beschäftigt „oder doch studirte“ Leute. Auch das beruhigt ihn. Als Rentiers sind 290 zu verzeichnen, als Kaufleute, Fabrikanten und Agenten, das heißt in einer sehr weiten Schicht versammelt 207, als Gutsbesitzer 95.

Nicht mitgezählt hat er die Adligen, die als Chambregarnisten und Schlafburtschen wohnen, in den Asylen der Obdachlose oder bei Mutter Grün nächtigen zc., ebenso wenig hat er in seine Statistik einbezogen die Adligen, die zur Zeit im zweimeitigen Umkreis von Berlin im Zuchthause oder im Gefängniß sitzen, denn alle diese Adligen stehen nicht im Adreßbuch. Aber trotz dieser Lückenhaftigkeit seiner Statistik bleibt diese selbst wie seine „Verarbeitung“ von ungemeinem Interesse.

Doch hören wir den adligen Statistiker selbst. Seine reizende Offenherzigkeit ist nicht mit Gold aufzuwiegen. Er schreibt:

„Im Uebrigen ergeben diese Zuhlen (207 Kaufleute, Fabrikanten, Agenten) die wohl auch nirgends bezweifelte Thatsache, daß sich die Abneigung des preussischen Adels gegen den kaufmännischen Beruf mit einer hartnäckigen Konsequenz erhalten hat. Der große kaufmännische oder industrielle Betrieb ist in den Städten nur sehr selten in Händen von Adligen. Reicht man an, so kann man annehmen, daß ein adliger Kaufmann eine gescheiterte Existenz bedeutet, die in geringer Stellung ihr Dasein fristet.“

Der Adelsstatistiker ist allerdings so gütig, zuzugestehen, daß die Leitung eines großen kaufmännischen Betriebes ebenso wenig „unziemlich“ sei für den Adel, wie der Brennerbetrieb oder der Getreideverkauf auf dem Lande. Er ist sogar der Meinung, daß „unser Kaufmannstand durch das Hinzutreten vornehmer, solider, nicht von Profitwuth getriebener Elemente aus dem Adelsstande nur gewinnen könne, während andererseits mancher unternehmungskräftige Adlige durch das Ergreifen eines größeren kaufmännischen Berufes die sonst gefährdete soziale Position retten könne.“

Unser Kaufmannstand wird von dieser gnädigen Gesinnung des Adelsblattes gegen ihn ungemein erbaut sein und wird hoffentlich so viel Einsicht haben, vor jedem Adligen, der sich nunmehr herabläßt, um auch Kaufmann, natürlich nur Großkaufmann zu werden, in ersterbedender Dankbarkeit für solche „Hebung des Standes“ auf dem plebejischen Bauche herumzurutschen!

Aber es kommt noch schöner!

„In derselben Anzahl etwa, so jammert der Adels-Statistiker weiter, wie die Kaufleute finden sich die Subaltern- und Unterbeamten adliger Namens, nämlich 202. Hier kann

man mit noch mehr Berechtigung von einer gesellschaftlichen Gesunkenheit der betreffenden Adligen sprechen. Freilich sind unter diesen beiden Hundert Männern eine ganze Anzahl ehewaliger Offiziere, die vermöge ihrer Doppelleinnahme aus ihrer Pension und ihrem Gehalt als Subalternbeamte sich eine leidliche soziale Stellung bewahrt haben. In der Regel aber sind sie in einer gedrückten Lage, da sie mit Renten, die aus der Klasse der Unteroffiziere hervorgegangen sind, zusammen arbeiten und auch sonst nur ein relatives Ansehen genießen. Von der Mehrzahl dieser 202 läßt sich gar nicht bestreiten, daß sie die den Adligen gebührende Stellung nicht mehr innehaben.“

Durchaus gilt dieses Urtheil von 108 adligen Landwirtern und kleinen Gewerbetreibenden.

Sind hierunter auch viele Polen, so eröffnen doch die beiden letzten Zahlen einen tiefen Einblick in gewisse soziale Erscheinungen. Sechs Träger von adligen Namen sind Gastwirthe, der Nachkomme eines Staatsmannes des großen Kurfürsten ist Buchhalter, ein Sproß des Geschlechts der Barone v. Pöllnitz Pferdebahnkontroleur. Man braucht nur einige der Namen zu nennen, um sofort zu begreifen, daß es sich bei diesen Existenzen fast ausnahmslos um für den Adel abgestorbene Zweige handelt. Vielleicht ist es keine unrichtige Vermuthung, wenn man den sozialen Sinn eines der höchsten Beamten adligen Namens mit der Thatsache in Verbindung bringt, daß von den drei sonstigen Mitgliedern seiner Familie, die das Adreßbuch nennt, ein Schaffner, ein anderes Militärinvalid ist und das dritte als Bildhauer vielleicht auch in den sozialen Nöthen hat zu ringen hat. Es wiederholt sich, daß langvolle Namen doppelt und dreifach nur durch verarmte Mitglieder vertreten sind, die adelig zu nennen, gesellschaftlich eine widersinnige Behauptung wäre. Juristisch kann man ja nichts dagegen machen (!) und freilich hat in Preußen kaum ein Adliger sein Präbital, das ihn als solchen legitimirt, abgelegt. Dem Zentral-Kaufmann der Adelsgenossenschaft gelang es einmal, einen solchen der Gesellschaft verloren gegangenen Mann zur Niederlegung des Adels zu bewegen. Nachher hörte man, daß sich der unglückliche doch wieder des Wörtchens von zu seiner Ausflistung bediente.“

Kostbar! Nicht? Unser gefühlvoller Adels-Statistiker will es sich dann „ersparen“, der anderen Leute zu gedenken, die, wie er sich stylvoll ausdrückt, „Kaste verloren“ haben, weil sie als Tafeldeckler, Feuerwehrlente, Treiber, Lokomotivführer, Schulleute, Förster, Tischler und in „ähnlichen Berufsarten“ als „der Gesellschaft verloren gegangene Männer“ das Adelspräbital führen, wogegen man leider „juristisch nichts machen kann“. Auch wir denken, wir können es uns ersparen, dem Herrn weiter in die Feinheiten seiner adligen Anschauungsweise zu folgen. Wir wissen genug. Und es bedarf nur weniger Worte zur Illustration dieser Feinheiten.

Vielleicht genügt es, daran zu erinnern, wie sich unser Junkertum für gewöhnlich als den alleinigen und wärmsten Freund des „kleinen Mannes“ aufspielt; wie es sich als Freund des „deutschen Handwerks“ geberdet; wie es durch die ihm dienstwilligen Organe sich Jahr aus Jahr ein als Retter des „Mittelstandes“ ausposaunen läßt. Was sagen alle diese wappengeschmückten Eblen zu den Herzensergießungen des Adelsblattes, die alle diese handwerker- und mittelstandsfreundlichen Versicherungen so grell und doch so unsagbar anmüthig beleuchten? Wir überlassen es aber in erster Reihe jenen braven Künstlern, die sich nicht lassen können, wenn sie auf ihren Tagen lazbuckeln können vor den adligen Herren, die sich zu ihnen und „ähnlichen Berufsarten“ herablassen, um ihre aufrichtige und tiefempfundene Liebe zu dem Handwerkerstande zu betheuern; zu demselben Handwerkerstande, in dem ein Adliger zu den „der Gesellschaft verlorenen“ Mitgliedern der Menschheit hinabsinkt, wenn er den Versuch macht, sich ehrlich als Klempner, Tischler zc. durch die Welt zu schlagen! „Adliger“ mag es freilich sein, als verschuldeter Großgrundbesitzer sich durch Liebesgaben über Wasser halten zu lassen, sich durch erfolgreiche Staatsbettelei die „den Adligen gebührende“ Stellung sichern zu lassen in allen den Fällen, wo die Ertragnisse der Schnapsfabrikation oder des Kartoffelverkaufs oder der Schweinezucht nicht mehr ausreichen, den „standesgemäßen“ Lebensunterhalt zu decken!

Wir unsererseits haben immer geglaubt, jeder Mensch, der sich ehrlich sein Brot verdient, sei ein gutes und nützlich Mitglied der menschlichen Gesellschaft; und wir haben geglaubt, gerade vom christlichen Standpunkt aus, den unser Junkertum stets so virtuos betont, sei kein Unterschied zu machen zwischen Mensch und Mensch, denn nach christlicher Lehre sind ja alle Menschen Brüder. Doch nein, wir haben uns wieder

einmal gründlich getäuscht! Zwischen einem adligen Christen von gewisser „sozialer Stellung“ und einem adligen Klempner oder Tischler, der nicht das Talent gehabt hat, sich an die große Liebesgabentrippe heranzubringen, ist ein abgrundtiefer Unterschied. So ein „Unglücklicher“ ist der „Gesellschaft verloren“, wenn man ihm auch leider „juristisch“ für diese unerhörte Handlungsweise nicht beikommen kann!

Mühsend ist das Mitgefühl des Adelsblattes für die ehemaligen Offiziere, die jetzt in ihren Beamtenstellungen „mit Unteroffizieren zusammen arbeiten müssen.“ Mit Verlaub! Müssen das die aktiven Offiziere nicht auch?

Doch es sind genug der Bemerkungen, die uns unser adliger Adels-Statistiker abnötigt.

Wir wissen Bescheid! Auch dieser neueste Erguß des Adelsblattes ist ein schlechterdings nicht abschätzbarer Beitrag für die nächsten Wahlen, die unter der Devise angesetzt werden: Gegen das Junkertum!

Politische Rundschau.

Deutschland.

Die Erhöhung des Heringszollens. Zum festen Bestand der Ernährung des deutschen Arbeiters gehört heutzutage der Hering. Da das Fleisch vom Rind, Kalb oder Schwein meist unerschwinglich ist, so ersetzt man es so oft wie möglich durch den billigen Hering. Denn nicht wegen seines Wohlgeschmacks, sondern wegen seines billigen Preises hat der Arbeiter sich an den Heringskonsum gewöhnt. Durch ihn ist er im Stande, sich häufiger Fleisch-Nahrung zu gestatten.

Trotzdem so der Hering für die Volksernährung die Rolle eines Zufluchtsmittels bei knappem Geldbeutel spielt, war er bisher schon in gesalzenem Zustande mit einem Zolle belegt. Aus dem Verbrauch von Heringsen fließt der Reichskasse zur Zeit aus Pöllen eine Summe von 3 1/2 Millionen Mark zu. Jede Arbeiterfamilie dürfte an Heringszoll wenigstens 50—100 Pfg. pro Jahr dem Staate entrichten. Doch dieser Zollsatz scheint einer Reihe deutscher Fischerei-Interessenten nicht zu genügen, denn sie gehen seit einiger Zeit die Reichsregierung an, den Heringszoll gleich von 3 Mk. auf 10 Mk. pro Faß zu erhöhen.

Es ist nun ganz klar, daß eine derartige Vertheuerung des billigsten Fleisch-Nahrungsmittels für die Lebenshaltung eines nicht unbeträchtlichen Theiles unserer Arbeiterbevölkerung von Nachtheil sein müßte, und darum haben wir jede Erhöhung des Heringszollens gleich von vornherein abzuweisen, ohne auch nur die Gründe zu kennen, mit denen eine Erhöhung des gegenwärtigen Heringszollens motivirt werden soll. Nicht weniger als zehn Millionen Mark soll die Reichskasse an diesem Zoll profitieren und die Gesamtlast dieses Mehrertrages würde wieder einmal auf die Arbeiter abgewälzt werden. Statt 50—100 Pfg. würde eine Arbeiterfamilie 1,50—3 Mk. Zuschlag für ihren Verbrauch an Heringsen zu zahlen haben. Kauft sich der Arbeiter bei seinen bescheidenen Mitteln öfter einen Hering, sofort steht der Fiskus unsichtbar neben dem Labentisch des Kaufmanns und läßt sich von dem ärmsten Proletarier mitleidslos den Zuschlag bezahlen. Und dieser Zuschlag soll nunmehr verdreifacht werden!

Dagegen frühzeitig sich zu verwahren, haben die Arbeiter allen Grund und Ursache. Denn der geforderten Erhöhung des Heringszollens steht man in Regierungskreisen aus finanziellen Rücksichten sehr sympathisch gegenüber. Die Interessenten führen zwei Gesichtspunkte zur Begründung ihrer Forderungen ins Feld, die gerade jetzt sehr gerne gehört werden. Einmal soll eine nationale Heringsfischerei im großen Stile geschaffen werden, sobald soll in dieser Heringsfischerei die künftige Mannschaft für die Kriegsmarine herangebildet werden. Zum großen Schmerze unserer Marine-Enthusiasten muß nämlich die Wahrnehmung gemacht werden, daß die Zahl der in der deutschen Seefischerei beschäftigten Personen seit 1882 erheblich abgenommen hat. Damals wurden 13 395 die Seefischerei betreibende Personen in Deutschland gezählt; 1895 jedoch über 1000 weniger, im Ganzen nur noch 12 224. Diese Abnahme ist einerseits auf die mit der Seefischerei verbundene sehr schwere und mühselige Arbeit, andererseits auf den Umstand zurückzuführen, daß im letzten Jahrzehnt die deutsche Dampferflotte ganz erheblich gewachsen ist. Die Seebevölkerung zieht es vor, sich auf den Dampfbooten zu vermehren, da dort die Steuern höher und die Arbeit nicht so aufreibend wie bei der Fischerei

ist. Man will nun in Marinefachkreisen bemerkt haben, daß die in der Seefischerei thätig gewesenen Personen besseres seemannisches Personal für unsere Kriegsstotte abgeben, wie das Personal der Dampferflotten. Es liegt also ein lebhaftes Interesse vor, das Wachstum der Seefischer-Bevölkerung künstlich durch die Schaffung einer nationalen Hochseefischerei zu bewirken. Schon bisher hat man, freilich ziemlich erfolglos, den deutschen Heringsfang durch eine Subvention aus der Reichskasse zu heben versucht. Von den 10 Millionen Doppelzentnern Salzheringen, die Deutschland in den Jahren 1891 bis 1895 einfuhrte, wurden von deutschen Fischern nur 230 750 Doppelzentner gefangen, also kaum 3-4 Proz. des Gesamtbedarfs.

Bei diesem winzigen Aufschwung der deutschen Seefischerei ist es geradezu verneinend, mit den Holländern, Engländern und Schotten in Konkurrenz treten zu wollen. Die Schotten besitzen allein 7000 Heringsfahrzeuge und fangen jährlich mindestens 1000 Millionen Stüch. Bei dem Heringsreichtum der Ostküste Englands und auch Schottlands wäre es den schottischen und englischen Fischern ein leichtes, der Konkurrenz einer deutschen Heringsfischerei auch bei noch höherem Zolle, als jetzt geplant wird, Schach zu bieten, und die ganze Zoll-erhöhung wäre darum von vornherein absofort nicht geeignet, den geplanten Zweck zu erreichen.

Dazu kommt noch ein anderer Grund, der von den Zoll-Interessenten, soweit sie offen und ehrlich sind, gelegentlich zugestanden werden muß. Weder der Zoll noch Subventionen aus der Reichskasse können die deutsche Seefischerei veranlassen, sich wieder mehr der Seefischerei zuzuwenden. Bemerkenswerth und direkt gegen eine Zollerhöhung ausschlaggebend sollte eine Neußerung der Embden Heringsfischerei-Gesellschaft in einem ihrer letzten Jahresberichte sein. Dort heißt es u. A.:

„Unsere Gesellschaft hat dem Antrage auf höheren Zollsatz gegenüber den Standpunkt eingenommen, daß vor einer Erhöhung des Zolles zunächst die Mannschafstrage, die Heranziehung und Heranbildung einer größeren Zahl von zum Heringsfang geeigneten Personen, gelöst werden müsse. Die in Deutschland vorhandene Mannschaft reicht nicht aus, um im Falle einer weiteren Ausdehnung des deutschen Heringsfanges, die nach Erhöhung des Zolles unausbleiblich wäre, die Logger zu bemannen, so daß die bestehenden und neuen Gesellschaften an dem Mangel genügend befähigter Mannschaft zu Grunde gehen würden.“

Dieses Urtheil aus kompetenten Kreisen sollte hinreichen, um die Illusionen der chauvinistischen Heringszoll-Politiker zu zerstören.

Nichtsdestoweniger werden sich jene Kreise nicht belehren lassen, die aus finanziellen oder wirtschaftlichen Gründen ein erhebliches Interesse an einer Erhöhung des Heringszolles haben. Diese werden es nicht unterlassen, dem deutschen Hering ein Loblied zu singen und alles aufzubieten, um dem deutschen Arbeiter den vertheuerten Hering auf dem Mittagstisch zu serviren.

Nicht früh genug kann daher die Arbeiterklasse dieser Theuerungspolitik entgegenzutreten; nicht scharf genug können Pläne zurückgewiesen werden, die nichts anderes als eine vermehrte Belastung gerade des ärmsten Theiles der Bevölkerung bezwecken.

Fürst Bismarck über die preussischen Konservativen von heute. Bismarck sagte in einer Unterredung mit einem Wiener Journalisten:

„Die Gerlach und Stast sind heutzutage nicht mehr anzutreffen, die hatten wirklich noch ihre Ideale vom konservativen Staatswesen und gingen ihnen nach. Heutzutage hat die Streberei alles verdrängt; der eine will Verbesserung in seinem Amte (man will doch nicht ewig Landrath bleiben!), der andere wünscht eine höhere Ordenskategorie zu erhalten, der dritte erstrebt auf Wunsch seiner Frau Einladungen zu Hoffestlichkeiten, der vierte möchte dem Avancement seines Sohnes sich förderlich erweisen, und so geht es fort. Ich will nicht sagen, daß diese Charakteristika auf alle Konservativen im Lande zutrifft, ich habe mehr die Führer im Auge, die heutzutage einflußreicher sind als sie es jemals waren.“

Ueberschaut man zwischen den einzelnen Mitgliedern, die die Fraktion bilden, und der letzteren als solcher unterscheiden. Das ist so, wie es das bekannte Wort ausdrückt, das einmal ein königlicher Herr ausgesprochen hat, als er in kritischen Zeiten direkten Verkehr mit Parlamentariern gehabt hatte: „Wenn man mit dem einzelnen spricht, ist es jedesmal ein ganz vernünftiger Kerl, mit dem man sich verständigen kann und mit dem auszukommen ist; sowie sie aber zusammenkommen, sind es Räders.“

Sonst ist auch ein gewisser Meid eine hervorragende Eigenschaft meiner Standesgenossen, der Junker. Viele haben es mir nie verziehen, daß ich, der kleine Gutsbesitzer von Kniephof, hochgekommen bin, während sie das blieben, was sie waren. Ein guter Theil des Deklarantenthums war seiner Zeit darauf zurückzuführen.“

Interessant sind auch die Neußerungen des Fürsten Bismarck über die deutschen Nationaleigenthümlichkeiten. U. a. bemerkte Fürst Bismarck, wir Deutsche seien eigentlich immer noch eine Unteroffiziers-Nation. Jeder sei auf die Treppen erpicht. Durchschnittlich habe jeder im öffentlichen Leben Stehende nur das Maß von Selbstgefühl, das seiner staatlichen Abstempelung, seinem staatlichen Rang und Ordensverhältnissen entspräche. Ausnahmen seien rühmlich, aber höchst selten.

Aber Bismarck hat ja diese Unteroffiziers- und Sakaiennaturen durch seine Politik geradezu treibhausmäßig gezüchtet.

Landarbeiterschicksal. Ein Pfarrer aus Westpreußen schreibt der Naumann'schen „Zeit“:

Der Artikel „Aus Ostelbien“ in Nr. 187 Ihrer Zeitung sowie die Kritiken, die Sie in der Beilage dieser Nummer über den Aufsatz des Pastor Göhre über seinen Besuch auf einer Oberbruchdomäne aus den verschiedensten Zeitungen anführen, bieten mir Veranlassung zu folgenden Bemerkungen, die ich Ihnen zu beliebigem Gebrauch überlasse.

Ich hätte es für wünschenswerth, weil der Wirk-

samkeit mehr entsprechend, gehalten, wenn Pastor Göhre in den Schlussfolgerungen seines Aufsatzes nicht bloß von „ostelbischem“ Herrschervolk gesprochen hätte; Sie selbst, obwohl Ihr Artikel „Aus Ostelbien“ überschrieben ist, weisen ja darauf hin, daß sich solche haarsträubenden Zustände auch in den Nebengegenden der Provinz Sachsen — und doch wohl nicht bloß dort, sondern auch noch in anderen westelbischen Provinzen — vorfinden. Unter der Voraussetzung dieser Erweiterung wird man die Wichtigkeit der meisten Beobachtungen, die Göhre bei seinem Besuch gemacht hat, zugeben müssen. Wir Geistliche der Provinz Posen und Westpreußen haben eine mehr oder weniger klare Vorstellung von der Trostlosigkeit der Heimstätten, welche unsere zur Sommer- und Herbstarbeit in die reicheren Provinzen des Westens ziehenden Gemeindeglieder — die sogenannten Sachsen-gänger — dort aufnehmen; wir konnten darum durch die Göhre'sche Schilderung derselben kaum überrascht sein. Wir sehen jedes Frühjahr mit Schmerz ganze Trupps junger Burschen und noch viel mehr junger Mädchen unsere Gemeinden verlassen und auf Arbeit nach Westen ziehen. Wir sehen mit Sorge ihrer Rückkehr in die Heimath nach beendeter Ernte entgegen und tragen dann bald mit Kummer die Folgen des Zusammenlebens beider Geschlechter in engen, durchaus ungenügenden Räumen in die Kirchenbücher ein. Auf unsern Synoden wird oftmals auf die eiternde Wunde dieser Verhältnisse hingewiesen, und mehr oder weniger kräftige Resolutionen mit der Bitte um Abstellung solcher trostlosen Zustände gehen, ich weiß nicht an welche geistlichen und weltlichen Behörden alle, — ohne daß wir jemals von einem Resultat derselben irgend etwas erfahren. Da begrüßen wir es im Gegentheil mit Genugthuung, wenn einmal Jemand, vielleicht auch mit einer etwas rauhen Hand, diesen Krebs-schaden am Körper unseres sozialen Lebens aufdeckt, und wenn der Sturm, den der Göhre'sche Aufsatz in der Presse hervorgerufen hat, sich als ein reinigender Gewittersturm erweise, könnten wir dafür nur dankbar sein.

Aber die „Deutsche Tageszeitung“, die „Berliner Neuesten Nachrichten“, deren langjähriger Abonnent ich bin, last not least die fromme „Kreuzzeitung“, bestreiten ja auch weniger die Richtigkeit der Göhre'schen Ausführungen — was ihnen auch sehr schwer fallen würde, — als daß sie das Recht, von den Zuständen einer einzelnen Domäne auf die Zustände der Arbeiterverhältnisse auf allen zu exemplifiziren, nicht zugeben und ein solches Verfahren als unehrlich hinstellen, und daß sie den Ton, in dem die Ausführungen Göhres gehalten sind, als frivol und jeglichen Ernstes und aller erbarnehmenden Liebe entbehrend zu brandmarken suchen. Nun, dasselbe, was Göhre von den Arbeiterheimstätten auf der „Oberbruchdomäne“ sagt, dürfte von der überwiegenden Mehrzahl der Heimstätten, welche die Sachsen-gänger in den Nebengegenden der Provinz Sachsen finden, mit gleicher Bestimmtheit gesagt werden können, und Göhre hätte somit sehr wohl das Recht gehabt, die Erfahrungen, die er auf einem Gut gewonnen hat, zu verallgemeinern.

Wie über die angekündigte Postreform in den Kreisen der Postbeamten gedacht wird, das lehrt eine dem „Hamb. Echo“, von einem höheren Postbeamten zugegangene Zuschrift. Es heißt darin:

Dem früheren Staatssekretär des Reichspostamtes, Stephan, wurde hmanchmal vorgeworfen, daß er zu sehr das Interesse des Fiskus im Auge hätte. Der jetzige Staatssekretär v. Bobbielski wird aber die Fiskalität, wie es den Anschein gewinnt, noch weit stärker betonen als sein Vorgänger.

Die „Deutsche Zeitung“ (Berlin), der man nachsagt, daß sie im Reichspostamte antichambre, brachte vor circa vierzehn Tagen einen langen Leitartikel über Bobbielski, worin diesem nachgerühmt wurde, er wäre ein „Organisator von hervorragender Begabung“. Weit stärker als der Soldat prägt sich in seinem Wesen der Unternehmer (Herr v. Bobbielski ist bekanntlich seit seiner Verabschiedung als General an verschiedenen gewerblichen u. Unternehmungen theilhaftig) großen Stills aus . . . dem es vor Allem um Ergiebigkeit zu thun ist . . . Aus den bisherigen scheinbaren Ueberschüssen der Post in Zukunft wirkliche Ueberschüsse zu machen, darf man bei diesem Generalpostmeister als unerschütterlich ansehen . . . Er sieht mit Mißbehagen in die Perspektive, daß der stets zunehmende Verkehr die Zahl der Beamtenschaft schließlich in's Ungemessene sich steigert.“

Die Beamtenschaft wird der neue „Gebietler“ nun schwerlich vermindern können, denn die Postbeamten haben so kolossale Arbeitslast zu bewältigen, auch so viele Dienststunden, wie sie andere Beamtentreise gar nicht kennen. Bekannt ist ferner, daß bei der Post der Sonntag als Arbeitstag gilt, mithin Beamte, die am Sonntage wenige Dienststunden zu erlebigen haben, dafür an Werktagen desto ausgedehntere Dienststunden zugetheilt erhalten. Eine größere Arbeitszeit wird Bobbielski seinen Beamten nicht auferlegen können. Dies sieht er wohl selbst ein. Mithin bleibt nur ein Ausweg: Billigeres Arbeitspersonal.

Herr v. Bobbielski hat nun in diesen Tagen an die Postämter eine Verfügung erlassen, sich gutachtlich darüber zu äußern, ob die Marken-Verkauf-Schalter auf den Postämtern nicht von Verkäuferinnen bedient werden könnten. Diesen Damen soll höchstens eine Vergütung von sechszig Mark im Monat dafür gewährt werden. Es wird beabsichtigt, im Schaltervorraume abgeforderte Verschläge herzurichten, in welchen diese Damen den Markenverkauf wahrnehmen sollen.

Der verehrlichen Redaktion mag es viel leicht von Interesse sein, vom Standpunkte eines protestischen Beamten ein Urtheil zu hören über diese in Aussicht genommene Aenderung.

Der Dienst am Markenverkaufschalter eines Postamtes erfordert von dem Beamten große Gewandtheit und Aufmerksamkeit, will er die Minderbeträge, die er natürlich auf Heller und Pfennig zu decken hat, vermeiden. Er hat meistens Bestände von hundertilfend Mark und mehr unter seiner Obhut und selbst ältere, eingetübte Beamte können nicht immer Irrthümer vermeiden, was zu verstehen ist, wenn man bedenkt, in welcher Hast sie den Verkauf bewerkstelligen und Alles im Kopfe zusammenrechnen müssen. Die Postbeamten gehen daher nur ungern an diesen Schalter; es werden doch nicht immer einzelne Zehn- und Fünfmarken geholt, sondern für viele Hunderte und Tausende auf einmal.

Den Marken Verkauf nun in die Hände von jungen, nicht eingearbeiteten und noch dazu schlecht bezahlten Damen zu legen, wäre ein merkwürdiges Unternehmen. Wie sollten diese Damen mit ihrem lärglichen Gehalt die Minderbeträge decken können? Denn Minderbeträge bleiben nie aus, das weiß jeder Postmann!

Der verehrl. Redaktion glaubte ich, die Mittheilung zur Beleuchtung des „neuen Postkurses“ nicht vorenthalten zu sollen.

So weit die Zuschrift. Es ist in der That interessant, zu erfahren, daß die neue Postreform mit der Anstellung billigerer Arbeitskräfte einsehen soll. Wir, wie jedenfalls auch unser Gewährmann, haben prinzipiell durchaus nichts gegen eine Anstellung weiblicher Beamten bei der Post. Wohl aber muß man sich mit aller Entschiedenheit dagegen wenden, daß dieselben mit der lächerlich geringen Summe von monatlich 60 Mk. für einen äußerst verantwortungsvollen Dienst abgepeist werden. Aber die Billigkeit der weiblichen Arbeitskraft ist es ja gerade, was sie dem neuen Generalpostmeister empfiehlt, und so kann man sich schon darauf gefaßt machen, in Wäldern diese Markenverkäuferinnen in Thätigkeit zu sehen. Wie das Experiment enden wird, das läßt sich allerdings, wenn man die obigen sachmännischen Auseinandersetzungen in Betracht zieht, bereits absehen.

Holland.

Kolonialfreunden. Nach einem Telegramm des Rotterdammer Courant herrscht an der Westküste von Sumatra, der niederländischen Kolonie, wegen der neu eingeführten Kopfstreuer große Unzufriedenheit. 30 Häufelührer wurden gefangen genommen.

Ferner werden aus Atjeh neue Unruhen gemeldet. Nach einer amtlichen Meldung sind auf der Insel Lombok Aufstände ausgebrochen. Die Anführer töteten in dem Dorfe Sefela einen holländischen Beamten und verwundeten einen anderen. Die Truppen bemächtigten sich Kongons und töteten 25 Eingeborene.

Lübeck und Nachbargebiete.

20. August.

Zuzug ist fernzuhalten von Tischlern und Töpfern nach Rostock, Schlossern und Maschinenbauern nach Dänemark.

Achtung Holzarbeiter! Nach den Mübelsfabriken von Gebi. Wasserstradt, W. Senff, H. M. Th. Bahrdt, J. P. H. Pamperin, F. Schramm, sowie Demuth u. Co., ist der Zuzug streng fernzuhalten. Anfragen u. s. w. sind zu richten an D. Hohbe, Lederstraße 3. Die Arbeiterblätter werden um Abdruck gebeten.

Die Lohnkommission der Holzarbeiter.

Vom Tage. Ein junger Mann, welcher vor einiger Zeit hier selbst eine Wirthschaftskasse beraubte und entkam, ist in Travemünde bei einem gleichen Streiche abgefaßt. Es ist ein seinem Vater entlaufener Kaufmannslehrling.

Erhängt hat sich der in der Dankwartsgrube wohnende Arbeiter Siegfried. Er war als Trunkenbold bekannt und sollte sich demnächst wegen Mißhandlung seiner Frau verantworten.

Testamentsöffnung. In der Sitzung des Amtsgerichts am Montag den 23. August 1897, Vormittags 10 1/2 Uhr werden eröffnet werden: 1. das Testament der zu Niendorf am 9. August 1897 verstorbenen unverheiratheten Caroline Mängel; 2. das Testament des hier selbst am 11. August 1897 verstorbenen Schankwirths Friedrich Jacob Heinrich Goldorff; 3. das gegenseitige Testament des hier selbst am 9. März 1895 verstorbenen Registrators a. D. Daniel Hermann Heinrich Wessendorf und seiner Ehefrau Maria Gloriosa Johanna, geborene Kumpf.

Hamburg. Am 2. Ziehungstage der 4. Klasse der 312. Hamburger Stadt-Lotterie wurden folgende Nummern mit nachstehenden Hauptgewinnen gezogen: Nr. 52991 mit 10000 Mk. Nr. 5568 42678 105933 116382 a 300 Mk. Nr. 13613 22189 28407 43118 56222 95864 106286 112478 a 200 Mk. (Ohne Gewähr.)

Bremen. Der 14. Deutsche Tischlertag, der hier stattfand, beschäftigte sich auch mit der „Hydrades Streiks“. Es lagen Anträge vor von den Innungen Berlin, Elberfeld und des Bezirksvorstandes Mecklenburgischer Tischler-Innungen, die darauf hinauslaufen, Schritte zu ergreifen, um dem Streiken der Arbeitnehmer wirksam entgegenzutreten. Der Referent, Lindemann-Berlin, schilderte die Schädigungen, die den Tischlern in der Reichshauptstadt durch die Streiks ihrer Gesellen erwachsen sind. Nach seiner Angabe ist die Gesamtsumme, die von den Berliner Meistern an Lohn zc. für die Gesellen

mehr ausgegeben, als vor den Streiks, auf mindestens 3 000 000 Mark zu normiren. Er stellte einen Antrag folgenden Inhalts: „Falls ein Betrieb von einem Streik betroffen wird, so sind diejenigen Mitglieder, welche einen gleichartigen Betrieb haben, verpflichtet, dem vom Streik betroffenen Betriebe durch Lieferung der notwendigen Arbeit helfend zur Seite zu stehen. Die Vertrauenskommission hat das Recht, bis zu 10 pSt. der Arbeitskräfte nicht vom Streik betroffener Betriebe zu diesem Zwecke in Anspruch zu nehmen. Sollten die Arbeitnehmer des Unternehmers, dem die Ausführung solcher Arbeiten durch die Vertrauenskommission übertragen worden, sich weigern, die Arbeit auszuführen, so sind sie als Streikende zu betrachten.“ — Auch Kromm-Hamburg hielt einen Zusammenschluß der Arbeitgeber gegen die Arbeitnehmer für notwendig. Er habe an den Tischlerstag die Frage zu stellen, ob die Zeit gekommen sei, im deutschen Tischlergewerbe die neunstündige Arbeitszeit einzuführen. Diesen Gedanken nahm Essen an. Er hielt eine Verkürzung der Arbeitszeit auf 9 Stunden bei den heutigen maschinellen Einrichtungen für möglich. Th. Simon-Stettin schlug folgende Resolution vor: „Der 14. deutsche Tischlerstag beschließt, die Innungen zu verpflichten, in Hinblick auf die Zunahme der größeren Städte, vom Ausbruch eines Streiks sofort Anzeige zu machen und Streiklisten einzusenden mit der Maßgabe, keinen Gesellen aus Orten, wo gestreikt wird, während der Dauer des Streiks in Arbeit zu nehmen.“ Es nahm darauf nochmals das Wort Lindemann, um einen andern Antrag zu verteidigen, indem er die Gründung lokaler Arbeitgeber-Vereinigungen empfiehlt, die einen Fonds anzusammeln haben zur Unterstützung der von einem Streik betroffenen Arbeitgeber. Rings-Köln brachte den Antrag ein, der Tischlerstag möge sich dahin erklären, daß es unter den heutigen Verhältnissen unmöglich sei, die Arbeitszeit zu verkürzen. Meier-Bremen plädierte für die Einführung eines Verbandsarbeitsbuches, ohne das keinem Gesellen Arbeit gewährt werden dürfe. Es wurde endlich die Resolution Simon (Einführung der sogenannten „schwarzen Listen“) acceptirt mit einem Zusatz des Herrn Kromm, bei Differenzen eine gütliche Verständigung mit den Arbeitnehmern zu versuchen. Ebenso wurde der letzte Antrag von Lindemann (Gründung lokaler Arbeitgeber-Vereinigungen), nachdem dieser seinen ersten Antrag zurückgezogen hatte, und desgleichen der Antrag Rings (die Verkürzung der Arbeitszeit für unmöglich zu erklären) angenommen.

Mit großer Majorität angenommen wurde auch folgender Antrag der Tischler-Innung zu Dresden: „Der Bund deutscher Tischler-Innungen wolle in Verbindung mit den Holzberufsgenossenschaften bei dem deutschen Reichstage dahin vorstellig werden, daß derselbe beschließen möge: „Alle Fabrikate der ausländischen Tischlerei, ganz gleich, ob dieselben als einzelne Theile oder als fertige Stücke in das Deutsche Reich eingeführt werden, mit möglichst hohem Eingangszoll zu belegen.“

Mostod. Wie es bei der Thierquälerei des Taubenschießens zugehen pflegt, geht aus folgender Schilderung eines Fachmannes hervor: Die Kurverwaltung in Heiligenbamm kauft alljährlich im Frühjahr etwa 3- bis 4000 Tauben, jeder Größe, jeder Farbe und jeden Alters auf, die in großen sogenannten „Taubenböden“ gehalten werden. Futter erhalten die armen Thiere nur so viel, wie unbedingt nöthig ist, um sie vor dem Verhungern zu bewahren; denn sie sollen weder fett noch auch kräftig werden, damit sie dem — „Schützen“ nicht allzu rasch entfliegen. Von den zusammengepferchten Thieren werden an den einzelnen Tagen des „Meetings“ je nach Bedarf 200 bis 300 in Käfige gesperrt und nach dem Schießplatz gebracht. Dieser ist ein idyllisch zwischen alten Buchen in der Nähe der rauschenden See gelegenes Plätzchen mit einem hierlich gebauten Hause und gedeckten Wandelgängen. Restaurationen, Garderoben u. s. w. fehlen nicht, und auch für Gelegenheit zu einem „Spielschen“ ist gesorgt. Vor dem Hause dehnt sich eine halbkreisförmige Rasenanlage aus, auf welcher sich fünf weiße Quadrate abheben; es sind dies die Klappen, aus welchen die Tauben heraustrischen. Zu diesen Klappen führen nämlich schmale unterirdische Gänge im Rasen; in diese werden die Tauben hineingeführt, und sobald ein Angestellter einen Mechanismus in Bewegung setzt, öffnet sich eine Klappe; ein Taube, noch halb blind von dem Aufenthalt im Finstern, flattert ein paar Fuß in die Höhe, der Schuß kracht, und die „sportliche That“ ist vollbracht. Der Vorgang wiederholt sich innerhalb einer Stunde etwa 50—60 Mal. Da nur aus einer Entfernung von etwa zehn Meter geschossen wird, kommt ein vollständiger Fehlschuß selten vor, zumal da fast nur gelübte Schützen an den „Meetings“ theilnehmen. Riesengroß ist dagegen die Zahl der krank geschossenen Tauben. Ueberall an den Wegen und am Meeresufer findet man dann nach einigen Stunden die armen blutenden Thiere. Willkürige Damen und Kinder heben manche von ihnen auf, andere vertriehen sich, jämmerliche Klageklänge ausstoßend, ins Dickicht, den zerstreuten Flügeln ausbreitend oder im feuchten Grase Nahrung suchend. Hunderte von Tauben verhungern in dieser elenden Weise, einige sind noch im Stande, die Schläge von Taubenbesitzern zu erreichen, und es ist gradezu rührend, zu sehen, wie die Tauben dieser Schläge die Ankömmlinge, welche der bodenlosen Nothheit gelangweilte Menschen zum Opfer gefallen sind, füttern und pflegen. — Auf dem Schießplatz geht es inzwischen hoch her. Es werden unter den „Kavalieren“ hohe Wetten abgeschlossen, und während die armen unschuldigen Thiere unter den größten Qualen verhungern, rollt dort das Gold und die Kassenscheine fliegen.

So sehen die „Vergeltungen“ der „nach Bildung und Besitz maßgebenden Schichten“ aus! Warnemünde. Zwei Fischer ertrunken. Ein heftiger Störmwind brachte am Dienstag gegen Mittag unweit von hier auf See die Jolle der Fischer Holz und Paap zum Kentern, als dieselben sich mit noch zwei anderen Fischern auf der Heimfahrt befanden. Das Boot mit seinen Insassen und dem Fanggeräth sank schnell weg. Der anderen Jolle gelang es, glücklich Warnemünde

wieder zu erreichen. Dort wurden alsbald alle Maßregeln getroffen, die Leichen der Verunglückten aufzufischen. Die ertrunkenen Fischer Holz und Paap waren beide Familienväter.

Tivoli-Theater.
Ein überaus glänzendes Benefiz hatte am Donnerstag Herr Maximilian. Dem überaus frohen Stück „Das Wehlein mit der alten Mamsell“ ist dieser schöne Erfolg sicher nicht zuzuschreiben, sondern lediglich seiner gewinnenden Persönlichkeit, seinem schauspielerischen Talent und — ein wenig auch wohl seinem ansprechenden Aeußern. Eine Blumenfalle bedachte die Bühne und jubelnder Beifall lohnte den beliebten Künstler. Auf eine Besprechung des Stückes einzugehen, lohnt sich wohl kaum der Mühe, da der Marktlische Roman, nach dem es gearbeitet ist, allgemein bekannt ist. Die Darstellung war eine wohlgeungene. Die Hauptrollen lagen in den Händen des Herrn Maximilian (Johannes) und Fr. Jäger (Festlos).

Sprechsaal.
(Für diese Rubrik übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber keinerlei Verantwortung.)
(Eingeliefert.)
Zu der am 19. d. M. erschienenen Nummer dieses Blattes wurde in dem Bericht über den Verlauf des Bauarbeiterstreiks den organisierten Mauern der Vorwurf gemacht, daß dieselben durch ihre unentschiedene Haltung daran schuld seien, daß der Bauarbeiter-Ausstand einen berartigen Verlauf genommen hat. Wir fühlen uns nun veranlaßt, doch darauf hinzuweisen, daß die Maurer als solche ihren gestrigen Beschlüssen in genau demselben Maße nachgekommen sind, wie dieses bei den Bauarbeitern der Fall gewesen. Dem Einsender jener Zeilen müssen wir in jeder Weise das Recht absprechen, in einem Situationsbericht derartige Bemerkungen zu bringen, weil dieselben thatächlich hier nicht am Platze sind.
Im Uebrigen dürften wir speziell den Einsender dieses Berichtes an unsere gemeinsame Zusammenkunft am 8. d. Mts. erinnern und denselben darauf aufmerksam machen, daß dasjenige, was während des Ausstandes gültig war, unserer Ansicht nach auch jetzt noch gilt.
J. A. der organisierten Maurer:
Die Lohnkommission.

Briefkasten.
Zwei Wetten. Wenn Sie aufmerksame Leser unseres Blattes wären, würden Sie wissen, daß anonyme Anfragen nicht beantwortet werden. — Verboten ist das Betreffende nicht, es bedarf theils der Erlaubniß der Pastoren, theils der einfachen Anzeige beim Polizeiamt.

Quittung.
Für die Familien der Verurtheilten sind eingegangen:
Vom Verband der Maurer 19.— Mk.
Vom Verband der Tischler für 150 Bous. 4 10 Pf. 15.—
Weitere Gelder nimmt gern entgegen
Die Expedition,
Johannisstraße 50.

Sternschanz-Viehmarkt.
Hamburg, 19. August
Der Schweinehandel verlief für schwere Waare träge, für leichte Waare gut.
amstern wurden 670 Stück. Preise: Kernschmalzschwere 54 56 Mk., leichte 56 58 Mk., Bausen 42 50 Mk. und Verlet 50 55 Mk. pr. 100 Pfd.

See-Berichte.
Dampfer „Svitliod“, Kapl. Blomberg, ist von Kalmor auf hier abgegangen.
Dampfer „Mathilde Jäbe“ ist in Gesele eingetroffen.
Dampfer „Neva“, Kapl. Prestin, ist in Kronstadt angekommen.
Dampfer „Livadia“, Kapl. Benfeldt, ist in Rostock angekommen.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber durchaus keine Verantwortung.

Wir ersuchen unsere Leser, diejenigen Geschäfte, welche im Lübecker Volksboten inseriren, zu veranlassen und bei event. Einläufen sich auf unser Blatt zu berufen.

Unsern Freund August Dresden zu seiner am heutigen Tage stattfindenden Hochzeit, senden die besten Glückwünsche. Zwei Freunde.

Freundl. Logis für 1 oder 2 junge Leute. Schwartzauer Allee 17 a, 1.

Zu vermieten ein freundl. Logis nach vorne, parterre. M. Gröpelstraße 30.

Gesucht sofort eine Wohnung vor dem Burgthor für zwei einzelne Leute. Offert. unter G. B. an die Exped. d. Bl.

Zu verkaufen ein 2thür. Küchenschrank mit Glasaufsatz. Meierstraße 30 a, 2. Etage.

Zu verkaufen ein hochf. Fahrrad. Modell 1897, wenig gebraucht, 60 Mk. unter Preis. Pelzerstr. 6 a.

Gefunden ein Unterrod. Abzuholen Engelwisch 28/20.

Gefunden ein Buch. Abzuholen Meierstraße 21 b.

Garantirt reinen **Blüthenhonig** pr. Pfd. 50 Pfg., empfiehlt **Reinh. Büsen, Arminstr.**

Tafel-Butter
extra fein im Geschmack,
Pfund Mk. 1.20
frische hiesige Hof-Butter
Mk. 1.05—1.10

empfehlen
Th. Storm, Königstr. 98.
Ganz vorzügliche Hof-Butter
per Pfd. Mk. 1.10

empfehlen
C. Krapp, obere Bahmstraße 6.

Margarine
stets frisch, pr. Pfd. 50, 55 und 60 Pfg.
Heinr. Cords, Engelwisch 35.
Spezialladen für Margarine.

Frische Hof-Butter
empfehlen **Frommshagen, Mühlenstr. 81.**
Geräuch. Schinken, ganz und in Stücken, fetten und mageren Speck (Winterwaare)
empfehlen
M. Lahrts, Böttcherstraße.

Theer- und Dachpappe
empfehlen
Fadenbg. Allee 10. **Carl Buchholtz.**

Schweineschlachtereie u. Wurstfabrik
von
Joach. Schmidt, Joh. Heinr. Schmidt
Hülxstraße 43
empfehlen:
tägl. prima Leberwurst (auf Eis)
gekochte Mettwurst
Bierwurst, fetten und mageren Speck
Jeden Sonnabend Abend
von 5 Uhr an: **Prima heiße Knackwurst.**

Achtung Maurer!
Laut Beschluß vom 18. d. Mts. sind sämtliche Kontrollkarten bis Sonntag Vormittag 11 Uhr im Kontrollbureau, Johannisstraße 50, zwecks Regelung abzuliefern.
Auszahlung der Unterstützung Sonntag Mittag von 11 bis 1 Uhr.
Die örtliche Verwaltung.

Gabe einjähr. Füllen geschlachtet, wovon ich **Suppenfleisch und Bratenstücke** bestens empfehle.
H. Wulf,
obere Fischergrube 10.

Visit-Karten
auf ff. Elfenbeinkarton
per 100 Stück von 1 Mk. an
liefert prompt und sauber
Die Druckerei des Lüb. Volksboten.

Margarine.
Neben meiner Colonial- und Fettwaaren-Handlung habe ich heute ein **Special-Margarine-Geschäft** eingerichtet. Ich empfehle dieselbe sowohl zum Brodbelag wie zu Koch- und Backzwecken als vorzüglich bekannte Marke.
FF Crème, pr. Pfd. 60 Pfg., bei 4 Pfd.-Abnahme pr. Pfd. 57 Pfg.
Sachweise Margarine, pr. Pfd. 50 Pfg.
Jede Hausfrau bitte ich, sich durch Versuch von der in jeder Beziehung unübertroffenen Qualität zu überzeugen.
J. C. W. Blöfs, Kupferhämiedestraße 7.

Umtausch
gern
gestattet!

Ausnahme-Preise

Täglicher Eingang
von
Neuheiten.

Freitag d. 20., Sonnabend d. 21. u. Montag d. 23. August.

Staubtücher, Dtzd. 84 Pf. u. 1,20 Mk.

Wischtücher, Dtzd. 60 Pf.

Gerstenkorn-Handtuch

vom Stück Meter 36 Pf. und 38 Pf.

Stubenhandtücher, Dtzd. 2,76 Mk.

und 3,36 Mk.

Bunte Kaffeedecken,

Stück 89 Pf. und 1,25 Mk.

Engl. Batist-Taschentücher mit bunter Kante Dtzd. 1,44 Mk.

Tapissier-Artikel:

Küchenhandtücher, grau 33 Pf., grau u. weiss 60 Pf.
Stubenhandtücher mit Fransen 90 Pf., mit Hohl-
raum 85 Pf.

Tischläufer 80 Pf.

Tablette-Decken mit Fransen 8, 12, 14 Pf.

Kongress-Schürzen 50 Pf.

Klammer-Schürzen 35 Pf.

Küchentisch-Decken 90 Pf.

Nachttaschen 20 Pf.

„ mit Einsatz und Spitzen 1,25 Mk.

Bestecktaschen für Messer und Gabel 1,10 Mk.
mit Flanell gefüttert

Staubtaschen von Tuch 1,10 Mk.

Brotbeutel, grau Leinen 40 Pf.

Frühstücksbeutel, grau Leinen 40 Pf.

Wirtschaftsschürzen 75 und 90 Pf.

Bunte Kinder-Hängeschürzen

für ca. 1-2 2-3 3-4 4-5 Jahre

35 45 55 60 Pf.

Bunte Kinderschürzen mit Achselband

für ca. 7-8 8-9 9-10 10-11 Jahre

55 75 90 105 Pf.

Weisse Taschentücher
mit gewebter bunter Kante

Dtzd. 1,20 Mk.

Gitterschleier mit Chenilletupfen Meter 50 Pf.

Waarenhaus Max Braun

Lübeck, Breitestrasse 33

früher „Bavaria“.

Preise
streng fest!

Schaufenster
bitte
zu beachten!

Die Schweineschlachtere

von

W. Strohfeldt

73 Glockengießerstraße 73

empfehl:

Frische Flocken, Pfd. 60 Pf.

Carbonade . . . Pfd. 70 Pf.

Quenfleisch . . . Pfd. 50 Pf.

Prima Schmalz . . . Pfd. 60 Pf.

Braten-Schmalz . . . Pfd. 80 Pf.

Kopf und Bein . . . Pfd. 20 Pf.

Geräucherten Speck Pfd. 60 Pf.

Gehackte Mettwurst Pfd. 60 Pf.

Geräuch. Mettwurst Pfd. 70 Pf.

Französische Kartoffeln, Faß 60 Pf.

Rothe Kartoffeln, Faß 40 Pf.

Joh. Nagel, Engelsgrube 51.

Heute
Sonderpreise

und folgende Tage sollen
alle noch vorräthigen

Reste

zu jedem nur annehmbaren
Preis verkauft werden.

Kattun-Reste von 20 Pfg. an.

Parchend-Reste von 35 Pfg. an.

Kleiderstoff-Reste, für Damen- und
Kinder-Kleider passend, fabelhaft billig.

Buckskin-Reste schon von 50 Pfg. an.

Einzelne Hemden und Hosen, Tischtücher
und Servietten, Bettdecken, Taschentücher
und Wischtücher enorm billig. Gummi-Gürtel
statt 1,50 bis 2 Mk., jetzt nur 50 Pfg. Rüschen statt
75 Pfg. nur 38 Pfg. Eine Parthie **Kinder-Schürzen**
zu fast halben Preisen.

Wilh. Markmann

40 Breitestrasse 40

Warnung

vor unnützen Mehrausgaben beim Ein-
kauf eleganter und dauerhafter

Herren- u. Knaben-Garderoben.

Um das übernommene Waarenlager so
schnell wie möglich zu räumen und zu Geld
zu machen, verkaufen wir gegen Cassa zu
nochmals reducirten

Schleuderpreisen:

Eine Parthie **Herren-Anzüge**

sonst Mk. 10-14, jetzt nur Mk. 6 an.

Eine Parthie **Herren-Anzüge**

sonst Mk. 16-20, jetzt nur Mk. 10 an.

Eine Parthie **hochfeine Anzüge**

sonst Mk. 27-43, jetzt nur Mk. 18 an.

Eine Parthie **Herren-Paletots**

sonst Mk. 14-20, jetzt nur Mk. 7 an.

Eine Parthie **elegante Paletots**

sonst Mk. 20-40, jetzt nur Mk. 14 an.

Eine Parthie **Herren-Jacketts**

sonst Mk. 7-18, jetzt nur Mk. 3 an.

Eine Parthie **Herren-Hosen**

sonst Mk. 3-7, jetzt nur Mk. 1,50 an.

Eine Parthie **Jünglings-Anzüge**

sonst Mk. 8-15, jetzt nur Mk. 4,50 an.

Eine Parthie **Knaben-Anzüge**

sonst Mk. 2,50-7, jetzt nur Mk. 1,25 an.

Arbeitersachen werden jetzt zu Spott-
preisen geräumt.

Lübecks gr. und bill. Einkaufsquelle

Welthaus, Goldene 33!

nur Breitestrasse 33, eine Treppe hoch.
Niemand veräufte solchen Gelegenheitskauf!

Kein Laden.

Schuhwaaren-Fabrik

Mühlenstraße 32. **F. Baurenfeind** Ecke Kapitelstraße.

Großes Lager in

Damen-, Herren- u. Kinderstiefeln.

Nur solide Waare zu den billigsten Preisen.

Reparaturen prompt und billig.

Sanitäts-Verband der freien Hilfskassen Lübecks

Außerordentliche

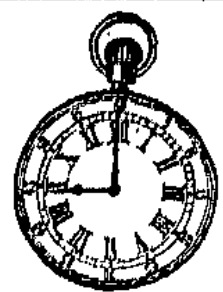
Generalversammlung

am Sonnabend, den 21. August, Abends 8¹/₂ Uhr,
im Vereinshaus, Johannisstraße 50.

Tages-Ordnung:

Wichtige innere Vereinsangelegenheiten.
Das Erscheinen sämtlicher Vertreter ist erforderlich.

Der Vorstand.



Uhren reinigen . 1,50,
Federn einsehen . 1,50,
Uhrgläser 1. Qual. 0,30.

Aug. Büttner,

Uhrmacher,

— Süßstraße 32. —

Die Bauarbeiter, welche noch
Sammellisten im Besitz haben, werden
gebeten dieselben am Sonnabend
den 21. August, Abends von 6¹/₂
bis 9 Uhr, bei Becke, Lederstr. 3,
abzuliefern.

Die Lohn-Kommission.

Quartett-Verein „Amicitia“

Ausserordentliche

General-Versammlung

am Sonnabend den 21. August

Abends 8¹/₂ Uhr

im Vereinslokal (Herrn Schneider, Johannisstr.).

L. D.: Vorlegung der neuen Statuten und Ver-
schieden.

Der Vorstand.



Arbeiter-

Turn-

Verein.

Außerordentliche

Mitglieder-Versammlung

am Sonnabend den 21. August

Abends 8¹/₂ Uhr

im Vereinslokal.

Tages-Ordnung: Stiftungsfest.

Um zahlreiches Erscheinen ersucht

Der Vorstand.

Stehr's Etablissement.

Sonntag

Große freie Tanzmusik.

Anfang 4 Uhr.

Tivoli-Theater.

Sonnabend den 21. August, 8 Uhr:

Unwiderlich letzte Aufführung zu

halben Preisen.

Die Weber.

Parterre 30 Pfg.

Bericht über die parlamentarische Thätigkeit der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion.

10. November 1896 bis 25. Juni 1897.

(Fortsetzung.)

Die ganze Erörterung war zweifellos der Reichsregierung höchst peinlich. Herr von Büttcher zog sich daher mit einigen nichtslagenden Nebenarten, in denen er Meister war, aus der Verlegenheit und überließ die Verteidigung der sächsischen Krähwinkel dem sächsischen Geheimrath Fischer, der zunächst seiner Regierung nachrühmte, daß diese dem Drängen der kleinen Krämer und Ladner anfangs tapfer Widerstand geleistet, auch manche gute Seite der Konsumvereine anerkannt habe; einige Erlasse und Kundgebungen, so die der Kreis-hauptmannschaft von Zwickau und des Amtshauptmanns von Chemnitz, gab er sogar offen als unzulässig preis. Dann kam jedoch das echt sächsische Andernseits zum Ausdruck: Auswüchse an sich guter Einrichtungen müsse man bekämpfen, die sächsische Regierung erwäge zur Zeit noch, wieweit eine Sonderbesteuerung der Filialgeschäfte sich im Rahmen einer Gewerbesteuer halte und darum statthaft sei. Man solle das Ergebnis dieser Erwägungen abwarten.

Die Konservativen schwiegen: Herr v. Bobbielsti, heute Generalpostmeister und damals Leiter des Waarenvereins für Offiziere, war zwar ein sehr aufmerksamer Zuhörer, er hütete sich jedoch wohlweislich, entweder gegen die konservativen Beamtenvereine oder gegen die konservativen Wähler in Kleinbürgerkreisen aufzutreten. Ganz Fett und Flamme war dagegen der Antisemit Zimmernann; er wollte alle großen Waarenhäuser, gleichviel ob sie einem Rudolph Herzog, einem Beamtenverein oder einer Arbeitergenossenschaft gehören, als „gefährliche und bedenkliche Erscheinung im Erwerbsleben“ vom Erdboden vertilgen.

Am fanatischsten geberdete sich überraschender Weise der Redner des Zentrums, Herr Fuchs aus Cöln. Er brachte es im Eifer sogar fertig, Lassalle gegen die heutige Sozialdemokratie zu verteidigen: „Ich stehe vollkommen auf dem Standpunkt Lassalles, wenn ich der Ansicht bin, daß in der Entwicklung des Konsumvereinswesens keine Hilfe für den Arbeiter zu suchen ist. Es ist dies in dem bekannten Satz vom ehernen Lohngesetz, auf welchem ja Lassalle gestanden hat, ja auch klargelegt. In Uebereinstimmung hiermit bin auch ich der Anschauung, daß die Ausgestaltung der Löhne, die Höhe derselben gewiß nicht unabhängig ist von der Höhe der Lebensmittelpreise, und, wenn es somit durch die Konsumvereine wirklich erreicht würde, was ich übrigens bezweifle, die Preise der Lebensmittel herunterzubringen, dies auch einen entsprechenden Einfluß auf die Ausgestaltung der Löhne ganz gewiß ausüben, auch sie herabdrücken würde. Also, meine Herren, es ist mit den Konsumvereinen den Arbeitern nicht zu helfen. Und wenn ich somit hier Stellung gegen die Konsumvereine nehme, dann schützt mich Lassalle vor dem Vorwurf, daß ich damit die Arbeiterinteressen in irgend einer Weise verletzle.“ Das Zentrum dürfte von diesem Anhänger des

allerhehrsten Lohngesetzes wenig erbaut gewesen sein, desavouirte ihn aber auch nicht. Hatte doch im November 1896 das Zentrum in der bayerischen Kammer für den Antrag Lutz gestimmt, der eine frangulirende Besteuerung der „Waarenhäuser, Versandgeschäfte, Zentralsgeschäfte, Bazare und anderer Großunternehmungen“ forderte; auch im preussischen Landtag waren kurz vorher Zentrumsredner für den ähnlichen Antrag v. Brodhausen eingetreten. Hier, wie in anderen Fragen der Gewerbeordnung, wird diese stärkste Partei des Reichstages ihre Abhängigkeit von dem wirtschaftlich gedrückten Kleinbürgerthum, meist auch noch dem ökonomisch weniger entwickelten Distrikte, niemals los werden.

Ein positives Ergebnis hatte die Debatte nicht, weil noch keiner der sächsischen Gemeindebeschlüsse in Kraft getreten und die sächsische Regierung, wie sie behauptete, noch nicht zu irgendwelcher Zustimmung zu solchen Beschlüssen bereit war.

Die neueste Aeußerung des sächsischen Ministeriums des Innern wurde, wie üblich, erst beim Auseinandergehen des Reichstages bekannt. Die Fraktion war daher noch nicht in der Lage, dazu Stellung zu nehmen.

Eine überraschende Zurückhaltung übte ein großer Theil unserer Gegner bei der Verathung unseres Achtstundentages. Früher ist bei ähnlichen Anlässen oft lediglich über gesetzlich vorgeschriebene Tagesdieberei, über den Anfang zum sozialdemokratischen Zucht-hausstaate und über ähnliche Erfindungen der sehr verbreiteten Klasse der politisch nicht Berechnungsfähigen gezeifert worden. Diesmal bemühte man sich geflissentlich, sachlich zu bleiben, obwohl der sozialdemokratische Antrag rundweg den gesetzlichen Achtstundentag für „alle im Lohn-, Arbeits- und Dienstverhältnis im Gewerbe-, Handels- und Verkehrswesen“ stehenden Personen forderte.

Freilich, die Wahlen stehen vor der Thür. Doch das reicht zur Erklärung der überraschend eingehenden Erörterung unserer Forderung nicht aus. Die Diskussion hat vielmehr gezeigt, daß vor der stetig fortschreitenden wirtschaftlichen Entwicklung die festesten Vorurtheile nicht Stand halten, und daß diese Entwicklung sich in unseren Tagen so rasch vollzieht, daß binnen weniger Jahre Fragen in den Kreis praktischer politischer Erwägungen einrücken, die vordem lediglich ein Gegenstand nebelhafter Schwärmerei oder einer „gewissenlosen Verhegung“ schienen und die man darum früher mit ein paar Schlagworten genügend erledigt glaubte. Die immer umfassendere Aukürzung der Arbeitszeit in den Großindustrien Deutschlands, besonders aber Englands, hat einen wesentlichen Umschwung in den Anschauungen der fortgeschrittenen bürgerlichen Elemente hervorgerufen. Auf der anderen Seite allerdings: je mehr man den Achtstundentag als das unabänderlich Kommende fürchten lernt, desto stärker bäumt sich auch das gefährdete Profitinteresse auf.

Herr v. Stumm war wie immer der Hauptvertreter dieser einseitigen Unternehmerbefürchtungen. Nach ihm ist die freie Zeit für den Arbeiter überhaupt vom Uebel, besonders jedoch für den deutschen, der sich dann umso mehr in den Vereinen herumtreibt und so seinen „Aus-

gabe-Staat auf das Aeußerste erhöht.“ (Lebhafte Beifall.) Außerdem gebe der deutsche Arbeiter und seine Frau wie zu viel in Vergnügungen, Spirituosen und Puz aus: selbst durch Prämien sei er nicht zu größerem Fleischkonsum zu veranlassen; „er läßt das Fleisch, selbst wenn man es ihm umsonst giebt, stehen. Darum könne er nie so viel leisten wie der Engländer und auch nie eine englische Arbeitszeit beanspruchen. Schließlich, um der Romil seiner Ausführungen die Krone aufzusetzen, appellirte derselbe Herr Stumm, der täglich nach Ausnahmegesetzen gegen die organisierte Arbeiterklasse schreit, der seinen eigenen Arbeitern die erlaubten Zeitungen und Einkaufsläden vorschreibt, der seine Untergebenen nur mit seiner Erlaubniß heirathen läßt, an das „freie Selbstbestimmungsrecht des erwachsenen Arbeiters“, an die „Gleichberechtigung, an die er von Gott und Rechts wegen Anspruch hat in Deutschland“. „Sie juchen durch diesen Antrag den Arbeiter in eine Knechtschaft hineinzuzwingen, die toller und schlimmer ist, als sie der schlimmste Arbeitgeber jemals hätte erfinden können.“ (Lebhaftes Bravo, rechts.) Als ihm dieses Pulver ausging, warf Herr Stumm noch einige aus den schmutzigsten Zeitungswinkeln aufgefischene übertriebene Aepfel gegen die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften.

Selbst der nationalliberale Freiherr von Heyl zu Herrnsheim vermochte diese tollen Vorkämpfer nicht mitzumachen. Herr v. Heyl liebt es sonst, sich etwas auf den Sozialreformer hinauszu spielen; seine Mittel erlauben ihm das. Daß in dieser Richtung aber gar kein Verlaß auf ihn ist, bewiesen seine ganz unangebrachten Denunziationen gegen die christlich-sozialen „Professoren und Geistliche“, die doch wahrhaftig zahm genug sind, und sein Betonen der „Lasten“ unserer Industrie. Herr v. Heyl hat ähnliche Erfahrungen gemacht wie Freiherr v. Stumm, daß nämlich eine „Aukürzung der Arbeitszeit, auch wenn die Arbeiter selbst es wünschen, von den Frauen derselben durchaus abgelehnt wird,“ und daß bloß „die Wirthschaften sich vermehren“. Schließlich wünschte Herr v. Heyl höchstens eine strengere Handhabung der bestehenden Gewerbeordnung, Enqueten und einen neuen Schutzzoll-Maximaltarif. Es liegt uns fern, selbst nach dieser Leistung Herrn v. Heyl mit dem Herrn v. Stumm auf eine Stufe zu stellen. Aber wenn man einen staatlichen Schutz für das starke deutsche Kapital in demselben Athem fordert, in dem man einen gesetzlichen Schutz für die ökonomisch Schwachen ablehnt, so beweist das zum Mindesten, daß ein Millionär schwer aus seiner Haut heraus kann. Und daß ein solcher Redner von den Nationalliberalen vorgeführt wurde, weil er in ihren Kreisen noch als der sachverständigste Sozialpolitiker gilt, läßt auf die Durchschnittsanschauungen in dieser Partei ungefähr einen Schluß zu.

Die Konservativen wußten wenigstens, was sie wollten. Der Abgeordnete v. Puttkamer-Plautz mußte freilich zugestehen, daß dereinst, Ende der sechziger Jahre, namhafte Konservative einen Antrag auf gesetzliche Festlegung eines Normalarbeitstages gestellt hatten: „nun, das sind über dreißig Jahre her, seitdem hat sich Manches in der Welt geändert.“

Heute leisten solche Anträge „der Revolution Vorschub“, und heute will kein Puttkamer „den Arbeiter unter

Eine eilige Heirath.

Von Masson-Forestier.

Aus dem Französischen von Aug. Heine.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Mein Gott, dachte ich in meinen Gedanken, was es doch für verschiedene Sorten Menschen giebt. Dabei mußte ich mir gestehen, alles was jener sagte, hatte Hand und Fuß.

Alein mein Heirathscandidat — besaß er wirklich diejenigen medizinischen Kenntnisse, deren er sich rühmte? Hören Sie, was ich Sutton vorschlug:

Ich sagte ihm, daß in Frankreich die unvermeidlichen Heirathsformalitäten einige Wochen in Anspruch nähmen — wenn er damit einverstanden wäre, so wollte ich ihn im Schloß von Sterville vorstellen, dann möchte er mit mir nach Caen zurückkehren und die übrige Zeit bis zur Hochzeit bei meinem alten Studiengenossen, dem Doktor Courvoisier, Oberarzt des hiesigen Hospitals, als Assistent verbleiben.

Herr Sutton war mit meinem Vorschlag vollständig einverstanden, erklärte aber, am liebsten erst am Vorabend der Hochzeit seine Braut und deren Angehörige sehen zu wollen.

„Ich verabscheue es, zu heucheln und den feuzenden Schäfer zu spielen, wo ich nichts dergleichen empfinde, was Ihr Franzosen Liebeschmerzen nennt.“

„Hier bin ich — der Mensch der ich bin — und damit basta.“

Die Marquise d'Estaing, welche von mir auf dem Laufenden über alle Einzelheiten des Geschäftes erhalten wurde, schrieb mir dankend, daß sie mit Allem sehr zufrieden sei.

Mit jedem Tage empfinde sie den Widerwillen mehr und mehr, noch länger mit ihrer Tochter Charlotte unter

einem Dache zu weilen, sie hätte nur den einen Wunsch, diesem für sie unerträglichen Zustand so rasch als möglich ein Ende zu machen.

„Ueberdem“, schrieb sie mir, „will es mir vorkommen, als wenn wir in der Lotterie, einen Schwiegersohn zu erlangen, noch eine verhältnißmäßig gute Nummer gezogen hätten.“

Während den nun folgenden drei Wochen sah ich Sutton noch öfter. Der Doktor Courvoisier lud mich mehrere Mal zum gemeinschaftlichen Abendessen ein.

Sonderbare Sache zu erzählen, dieser Teufel von Amerikaner hatte uns beiden Alten im Umsehen verhehrt.

Ja wohl, mein lieber Tavernier, das scheint Ihnen abermals lächerlich, allein es ist, wie ich Ihnen sage — es war Zeit, daß er wieder weg kam, sonst hätte er noch aus Courvoisier und mir ein paar Socialisten gemacht.“

„Ganz natürlich — das ist gar keine Zauberei“, entgegnete lachend Tavernier, welcher, ein ausgeprägtes Pariser Kind, sich bei der Erzählung seines alten Collegen göttlich amüßte; — das nennt man Suggestion, Sie waren hypnotisirt, fragen Sie doch nur einen Spiritisten.“

„Nein — nein — ganz einfach die Macht der Idee — vorgetrage von einem Mann, der solche aus innerster und heiligster Ueberzeugung vertritt, das ist's und nichts anderes — erwiderte der alte Erzähler ernsthaft — Ideen und Grundsätzen, von welchen wir bis dahin gar keine Ahnung hatten. Lassen Sie gut sein — lachen Sie

*) Spiritisten sind Leute, welche glauben daß Geister ohne Körper im Weltraum vorhanden sind und daß es Menschen giebt, welche ihren Willen und ihren eigenen Gedanken, gewissermaßen ihren eigenen Geist einem anderen Menschen durch Blicke etc. einflößen können selbst gegen den Willen des andern. Das nennt man Suggestion und Hypnotisirung.

nicht — diese Lehren sind wahr, sind vernünftig, sind weltbefreiend — freilich kommen sie mindestens hundert Jahre zu früh.“

In unserer Unterhaltung setzte uns Sutton auseinander — wir lebten damals noch unter dem Kaiserreich — daß das französische Kaiserreich durch die Republik und die Republik durch den Sozialismus abgelöst werden würde. Auch würde das freie Amerika das alte Europa wirtschaftlich und politisch bestegen. Nachdem sämtliche Einzelstaaten von Amerika einen Bund gebildet haben würden — was in baldiger Zeit geschehen müßte, sagte Sutton, würde von drüben aus ein Gesamtbund der Staaten und Völker der ganzen Erde angestrebt und errichtet werden. Das alles würde höchstens die Zeit von fünfzig oder hundert Jahre beanspruchen. Wenn dann die politische Freiheit und Gleichheit aller Menschen dieses Planeten erzielt sei, so sei der weitere Schritt zu der sozialen Gleichheit nur noch ein sehr kleiner. Das Alles würde sich ganz friedlich vollziehen.*

„Themals“, sagte Sutton, „nannte man denjenigen einen Tyrannen, welcher seine Macht dazu benutzte, seine Nebenmenschen rechtlos zu machen und sie für sich arbeiten zu lassen — heute aber beugt man sich ehrfurchtsvoll vor demjenigen, welcher kraft seiner Geldmacht dasselbe thut, wie der Tyrann der Vorzeit“

Man preist den Geldmann als denjenigen, welcher dem armen Volke Arbeit und Verdienst gewährt. Statt daß

*) Die Prophezeiungen Suttons haben sich seitdem ja auch zum Theil erfüllt. Das Kaiserreich Brasiliens ist ohne einen Schwertstreich gefallen und die Vereinigung der Staaten von Nord- und Südamerika offenbar so gut wie vollendet oder wenigstens nahe bevorstehend. — Frankreich ist heute Republik. Auf einem Gebiete sind sämtliche Staaten der Erde bereits friedlich geeinigt, nämlich durch den Weltpostverband, warum soll diese Einigung nicht auch allmählich auf alle weiteren Gebiete ausgebeutet werden können? Wer's erlebt, wird's sehen. D. Ueberf.

Pollzelaufficht stellen": Sie wollen durch eine gesetzliche Maßregel die freie Ausnutzung der Arbeitskraft beschränken; das ist doch schließlich weiter nichts wie eine Vermögenskonfiskation". — Herr v. Kardorff warnte in ähnlicher Weise vor dem „Weg der Revolution“, um zum Abschluß ein Gesetz zu verlangen, das drakonische Strafen verhängt, wenn es streikenden Arbeitern von den anderen Streikenden ersichert wird, zur Arbeit zurückzukehren. Dieser Plan des glühendsten Gegners der kaiserlichen Erlasse von 1890 hat ja seitdem selbst unter den Urhebern dieser Erlasse Schule gemacht.

Die Antikseniten waren in einer schlimmen Lage. Als Gegner des Großkapitals gaben sie diesem eine Einschränkung seiner Ausbeutungsfreiheit; als Erwählte des kleinen Mannes fürchten sie die Rückwirkungen auf das Kleingewerbe, das so oft nur von maßloser Arbeitszeit lebt. Herr Bindewald wie Herr Förster zappelten sich an diesem Widerspruch ab, um natürlich am Ende sich gegen den gesetzlichen Maximalarbeitsstag zu wenden. Herr Förster meinte selbst nach den letzten bitteren Erfahrungen noch in aller Harmlosigkeit: „Auch was die Bäckereiverordnung anbelangt, so glaube ich wohl, daß die Meister untereinander die Sache besser regeln würden, als wenn man ihnen so vom grünen Tisch aus in ihre eigenen Angelegenheiten hineinredet. Die Handwerksmeister würden — mag man es immerhin so nennen — nach mittelalterlichem Vorbild, nach dem Vorbild der alten Zunftzeit, mit dem Ausschuss der Gesellen Hand in Hand vorgehen und diese Dinge feststellen müssen". Erstens bestehen diese Zünfte noch lange nicht, zweitens wollen die Meister keine wirklich unabhängigen Gehilfen ausbilden, und drittens wollen die Arbeiter keine Böcke zu Gärtnern einsetzen.

Die Freisinnigen konnten auch bei diesem Anlaß die alten manchesterlichen Eierchen nicht ganz abstoßen, obwohl doch heute selbst freisinnige Arbeiter, wie die in den Hirsch'schen Gewerksvereinen, in Petitionen für eine gesetzliche Regelung der Arbeitszeit eintreten. Der Abgeordnete Dr. Schneider fürchtete als Konsequenz ein Sinken des Lohnes oder eine Zunahme der Frauenarbeit. Er war jedoch andererseits ehrlich genug, als Vorbedingung des „freien“ Lohnkampfes auch das freieste Koalitionsrecht und die gesetzliche Anerkennung der Berufsvereine zu verlangen. — Uebrigens lauteten die Ausführungen des wilden Abgeordneten Böckle; mehr mit einem Stich in das Staatssozialistische sprach der Abgeordnete Hüpeden. (Fortsetzung folgt.)

Soziales und Partei-Leben.

Schröder wieder frei? Es sind nunmehr 2 Jahre vergangen, daß unser Parteigenosse Ludwig Schröder zu 2 1/2 Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde. In der Regel werden Zuchthäusler bei guter Führung nach Verbüßung von drei Viertel ihrer Strafe entlassen. Dem von der Gefängnisverwaltung in Werden gestellten Antrag auf Entlassung Schröders ist, wie der Essener „Allg. Beobachter" schreibt, stattgegeben. Schröder wird danach am Dienstag oder Mittwoch die Freiheit wiedergegeben. Bestätigt sich diese Nachricht, und wir wünschen nichts sehnlicher, als deren Bekätigung, dann dürfte dieselbe in allen Kreisen der Bevölkerung mit lebhafter Theilnahme aufgenommen werden.

Achtung, Maurer Deutschlands! Die Leipziger Unternehmer haben augenblicklich eine Anzahl Agenten ausgesandt und annonciiren überall in den bürgerlichen Blättern, um auf diese Weise Arbeitswillige zu bekommen. Jetzt heißt es, ganz besonders aufgepaßt, damit die Menschenhändler nicht ungehindert ihr schmutziges Gewerbe betreiben können. In der Regel melden sich die Agenten in den bürgerlichen Zeitungen für einen bestimmten Tag

an. Kollegen! Sobald sich Anzeichen bemerkbar machen, daß Agenten nach dort kommen, oder in den Zeitungen Maurer nach Leipzig gesucht werden, trifft sofort Abwehrmaßnahmen und macht auch sofort dem Kollegen G. Jacob, Leipzig, Bayerische Straße Nr. 34, Hof, 2. Etage, Mittheilung. Sollten die eventuellen Maßnahmen zur Fernhaltung des Zuges nach Leipzig mit Unkosten verknüpft sein, dann sind wir gerne bereit, die Unkosten zu decken. Der Verbandsvorstand. J. A.: Th. Bömelburg.

Von der Achtstundenbewegung der englischen Maschinenbauer ist zu berichten, daß in Newcastle-on-Tyne auf den großen Elswyth Schiffswerften am Sonnabend 90 Mann Kündigung erhalten haben. Nach den offiziellen Berichten des Generalsekretärs der Maschinenbauer sind jetzt ausständig: Mitglieder der Maschinenbauergewerkschaft 17 500 Mann, anderer Gewerkschaften 10 000 Mann, unorganisirte 7500, ungelernete Arbeiter 10 000 Mann. Diese 45 000 Mann haben am letzten Sonnabend zusammen 27 000 Pfund Sterling oder 540 000 Mark Streikunterstützung ausgezahlt erhalten. Von der Woolwich Kooperativ-Genossenschaft sind dem Streikkomitee 2000 Mark, von dem österreichischen Metallarbeiter-Verbande 500 Mark überwiesen worden.

Aus Nah und Fern.

Versuchter Gattenmord. Aus Berlin wird gemeldet: Der fünfzigjährige Fabrikinspektor Kirsch, der in einer Fabrik in der Nähe des Görlitzer Bahnhofes in Stellung ist, schloß auf seine Ehefrau, die bei ihren in Hirschgarten zum Sommeraufenthalt befindlichen Verwandten sich besuchsweise aufhielt, und verwundete sie im Unterleib lebensgefährlich. Darauf schloß sich Kirsch selbst in die Schläfe. Die Ursachen der That sind eheliche Zwistigkeiten.

„Wieder etwas von den Genossen." Also hebt die „Deutsche Tagesztg.", das Organ für modernes Raubritterwesen, zu singen an, um folgende Mär zu verkünden, die natürlich von der gesammten „Ordnungspreffe" mit Behagen nachgedruckt wird: „Von der Berliner Polizei auf der Flucht angehalten und verhaftet wurde ein Durchgängerpaar, der Prager Sozialist Haber und die in seiner Begleitung befindliche Frau Marie Helene Kriz, die Gattin des wegen Anstiftung zum Mord des angeblichen Polizei-Agenten Rudolf Nava zu zehnjährigem Kerker verurtheilten Handschuhmachergehilfen Josef Kriz. Während Kriz, einer der bekanntesten Führer der sogenannten „Omladina", noch in Untersuchungshaft war, hatte seine Ehefrau mit Haber Beziehungen angeknüpft und lebte mit diesem von dem für Kriz Kinder gesammelten Gelde. Als der betrogene Gatte davon erfuhr, reichte er gegen Haber die Ehebruchsklage ein. Bevor es jedoch in dieser Sache zur Verhandlung kam, ergriff Haber mit Kriz und deren Kindern die Flucht. Gleichzeitig ließ der saubere Patron auch das Vermögen eines Prager Arbeitervereins, dessen Kasse ihm anvertraut war, in der Höhe von mehreren hundert Gulden mitgehen. Hinter dem Märchen wurde ein Steckbrief erlassen, der lange Zeit wirkungslos blieb, bis es in Berlin vom Schicksal ereilt wurde." Wir wollen nicht weiter darüber reden, daß das Hauptorgan der agrarischen Deutepolitiker an sich wenig Ursache hätte, über Eigentumsvergehen besonders aufgeregt zu thun, sondern nur bemerken, daß die Omladina, der der verhaftete Dieb und Ehebrecher angehören soll, ein nationalsozialistischer und kein sozialistischer Geheimbund ist. Aber auf derartige Kleinigkeiten mag es den Leuten, die dafür bezahlt werden, daß sie im Nebenamt die sozialdemokratische Arbeiterchaft anpöbeln, nicht besonders ankommen. Das ist unter Kameraden ganz egal, wenigstens wenn man für Ordnung, Religion und Sitte gegen die Parteien des Umsturzes kämpft.

man der Wahrheit gemäß heute sage: der Mann da ernährt sich von der Arbeit seiner tausend Arbeiter — sagt man, sich vor jenem verbiegend: „Dieser Wohlthäter der Menschen ernährt tausend Arbeiter, denn diese und ihre Familien leben nur von ihm."

Die Masse des Volkes wird herangezuechtet zu willigen Arbeiterclaven, und man tröstet sie damit, daß es jeder Arbeiter in freier Konkurrenz so weit bringen könne, wie jener Millionär, ähnlich, wie man den Soldaten in Frankreich aufbindet: Jeder Soldat trage den Feldherrnkraus in seinem Tornister. Aber das Volk wird erwachen.

Sutton malte uns mit glühenden Farben aus, wie die alte Gesellschaft zusammenbrechen würde — die Veranlassung wird in Europa der Druck des Militarismus geben."

„Was wollen Sie," sagte Sutton auch unter Anderem, „Syr unterdrückt die Masse Eures Gleichen, um Einzelne glücklich zu machen."

Die Rentenempfänger — die Rentiers — das sind allein diejenigen, welche den Vorthril aus den heutigen Zuständen ziehen.

Ist es nicht widersinnig, daß das Geld durch Zinsen immer neues Geld gebären soll. Die Geldrente — die Rente, all und jeden Besitzes, daß ist ein Mißbrauch des Besitzes, erfunden von den Besitzenden, um sich auf Kosten der Nichtbesitzenden zu mästen und zu amüsiren."

„Nun hören Sie aber auf, Herr Yankee", sagte ich darauf, „Sie kommen über das Weltmeer, um sich aus dem alten Europa eine reiche Frau zu holen und Sie halten Ihre Tiraden (hochtönende Redensarten) gegen das Kapital — machen Sie sich doch nicht zum Lachen. Sie sind jetzt ein armer Teufel, ich will doch einmal sehen, aus welchem Loch Sie pfeifen werden, wenn Sie erst das viele Geld im Sack haben."

„Ach, das verstehen Sie ja nicht, alter Herr," er-

wiederte mir Sutton gleichgiltig, „ich verachte und bekämpfe nicht das Kapital, das heißt, den jahrtausende hindurch von der Gesamtmenschheit errungenen menschlichen Besitzstand auf unserer Erde sondern den Einzelbesitz und die damit verbundene Macht über die arbeitende Menschheit."

Wenn ich das Geld empfangen, so beabsichtige ich nicht dasselbe dazu zu verwenden, meine Nebenmenschen auszubeuten, sondern der menschlichen Gesamtheit einen neuen Besitzzuwachs zu verschaffen, nämlich durch die Kultivirung einer noch unbebauten Fläche unseres Planeten.

Der Amerikaner setzte uns auch noch genau den Reformplan der neuen Gesellschaft auseinander, allein, ich muß gestehen, daß ich die Einzelheiten vergessen habe, auch dürften dieselben Sie wenig interessieren. Ein's Abends hatten auch wir beiden ihm wieder stundenlang zugehört, als er mit ernsterer Stimme anhub:

„Sie sind noch nicht überzeugt, Sie empfinden Grauen, Sie befürchten, durch einen gesellschaftlichen Umschwung alles einzubüßten, Sie haben ein Vorurtheil gegen das Wort Sozialist."

Gestatten Sie, daß ich Ihnen einen Satz aus dem Werke eines berühmten Schriftstellers anführe:

„Seit kurzem ist eine neue menschliche Rasse entstanden, diese Rasse besitzt kein Vaterland, alle heiligen Ueberlieferungen erkennen die Leute dieser Rasse nicht an. Verbunden im Kampfe gegen alle Einrichtungen der Kultur, des Staates, der Religion und verfolgt von der Obrigkeit, sind jene stolz darauf, von den anständigen Leuten als Auswurf der Menschheit angesehen zu werden."

„Nicht wahr, trifft das alles nicht auf uns Sozialisten zu? Aber nein, dieser Schriftsteller war Celsus; er lebte vor siebenzehnhundert Jahren und er meinte die ersten

Stettin. Uebergriffe eines Schutzmannes gegen ein unbescholtenes Mädchen kamen in einer Verhandlung der Ferien-Strastammer des hiesigen Landgerichts zur Sprache. Am Abend des 12. Mai d. J. bemerkte der Schutzmann Krause in der Bogislavstraße drei Mädchen, die sich lebhaft unterhielten. Der Schutzmann erblickte hierin eine öffentliche Unkeuschheit und nahm die Mädchen mit zur Wache. Bei der Feststellung der Personalien sagte eines dieser Mädchen der Wahrheit gemäß: „Mein Name ist Haase." Es war die Schneiderin Emilie Haase. Der Beamte schien jedoch anzunehmen, das Mädchen wolle ihn foppen; er fuhr die Vorgeführte hart an, und diese wurde so verwirrt, daß sie bei der Frage nach der Zeit der Geburt nicht genau antworten konnte und stockte. Jetzt fielen Ausdrücke wie „be Frauenzimmer" und dem Schutzmann Krause wurde zugerufen, er solle sich doch nicht foppen lassen, sondern die Haase einsperren. Da verlor das geängstigte Mädchen ganz die Fassung; es beteuerte, vollständig nüchtern zu sein, und bat, daraufhin von einem Arzt untersucht zu werden. Nun wurde sie wirklich in die Sistrizelle gebracht und, da sie sich verweigerte, gebunden und ihr der Mund zugehalten, um das Schreien zu verhindern. In der Zelle soll die Haase weiter getobt haben. Sie selbst erklärt, sie sei infolge des ausgefallenen Schreckens von einem Weintrampf befallen worden. Schließlich wurde das Mädchen, deren ganzes Verbrechen darin bestand, daß sie auf der Straße etwas laut gesprochen hatte und dann ihre Personalien nicht genau angab, gleich einer trunkenen Dirne auf einen Dienstmanssarren geladen und zum Polizeigefängnis geschafft. Die Angelegenheit dehnte sich dann dahin aus, daß die Haase wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt angeklagt wurde. Das Schöffengericht erkannte jedoch auf Freisprechung mit der Begründung, daß der Schutzmann sich nicht in der rechtmäßigen Ausübung seines Berufes befunden habe. Gegen dieses Erkenntnis wurde von dem Vertreter der Anklagebehörde Berufung eingelegt. In der Verhandlung vor der Strastammer ergab sich die Sachlage, wie sie geschildert ist; der Staatsanwalt selbst beantragte nunmehr die Freisprechung der Haase. Demgemäß wurde auch erkannt. Das Gericht verwarf die Berufung und legte die Kosten, einschließlich der der Angeklagten erwachsenen notwendigen Auslagen, der Staatskasse auf. — Und was geschieht nun mit dem Schutzmann?

Wieder hat Felisque „seine Bombe". Das Reuterebureau meldet unterm 18. d. M. aus Paris: „Präsident Faure ist um 8 Uhr 30 Minuten mit Hanotaux und Besnard nach Dürenkirchen abgereist. Die ziemlich zahlreich anwesende Menge rief: „Es lebe die Republik, es lebe Rußland, es lebe Faure!" Zehn Minuten nach der Abreise ereignete sich am Fuße des Kloßs auf dem Boulevard Magenta neben dem Bahnhofe eine geringe Detonation, wahrscheinlich einer Petarde. Es wurde weder Schaden angerichtet, noch Jemand verwundet. Der Zwischenfall ist also belanglos. — Felisque hat entschieden scheußliches Pech. Nothwendig bedurfte er, bevor er sich dem russischen Jaren vorstellte, eines „Attentats". Aber die Polizei ging dabei zu tölpelhaft zu Werke. Beim Rennen von Longchamps platzte zwar die „Bombe" rechtzeitig mit gewaltigem Knall, aber der Unglücksmensch von Polizisten, der sie programmgemäß abgebrannt hatte, befiel in seiner Verblüffung die Hilfe in der Hand und ließ sich so vom Publikum ertappen. Heute nun ist der Versuch wiederholt worden, aber nun ging wohl die Uhr des „Vertrauensmannes" nicht richtig, so daß der Knall post festum kam und sogar die Offiziösen die Sache nicht ernst aufzufassen wagen. Armer Felisque!

Christen. Die Christen, welche damals von den herrschenden Klassen verabscheuet und vom leidenden Volke vergöttert wurden. Diese Christen, welche verfolgt und gemartert wurden — alles zur Ehre der Gottheit, welche aber sechzig Jahre später im römischen Weltreich zur Herrschaft gelangten, und die „anständigen Leute" verdrängten."

Den anderen Tag traf ich den Doctor Courvoisier, welcher ganz nachdenklich gemorden war und den Umsturz des Bestehenden nahe herbeigekommen glaubte. Ich redete ihm das natürlich aus, allein einige Jahre später, während des Communaufstandes dachte ich doch wieder lebhaft an die Prophezeiungen des Amerikaners.

Bei der Gelegenheit frag ich auch Courvoisier, was er von Sutton in Bezug auf dessen ärztliche Kenntnisse meinte, und als ich von ihm erfuhr, daß er vor demselben alle Achtung habe, denn Sutton sei ein tüchtiger Arzt, kam ich auch darauf zu sprechen, ob mich mein Freund nicht vielleicht darüber aufklären könnte, was Sutton für einen Zweck bei der Frage nach dem Vater des Kindes seiner Braut gehabt habe.

„Ein Arzt", entgegnete er, „versteht diese Frage sehr wohl, nicht allein, daß die Körperkonstitution des betreffenden Kindes davon abhängt, haben auch oftmals die nachfolgenden Kinder einer Frau von einem andern Manne viele körperliche und geistige Eigenthümlichkeiten des Vaters des ersten Kindes."

Die Geheimnisse der Zeugung sind eben für uns heute noch ein Buch mit sieben Siegeln, daß aber alles für den das zu wissen nöthig ist, welcher mit den Seinen aus dem Leben der Kultur für längere Zeit auszuschneiden gedenkt, liegt doch auf der Hand.

Uebrigens sehen Sie ja, wie dieser amerikanische Teufel all unsern ertreten Vorurtheilen furchtlos die Stirn bietet." (Fortsetzung folgt.)